

REZENSION

Friedrich Schröder (2018): Das Drama der Dreiecksbeziehung –
Das Grimm'sche Märchen „Die drei Schlangenblätter“ und Henrik
Ibsens Schauspiel „Die Frau vom Meer“. Stuttgart: opus magnum.
224 S., € 9,90 (A)

Jochen Hörisch¹

¹ Universität Mannheim

Kaufe (und lese!) eins und bekomme drei! Der in der Kurpfalz lebende und wirkende Kulturwissenschaftler, Märchenforscher und Tiefenpsychologe Friedrich Schröder hat ein dreiteiliges Buch über das Drama der Dreiecksbeziehung vorgelegt, das einen weiten Bogen spannt und doch einem klar benenn- und erkennbaren roten Faden folgt. Es geht um das alte Motiv einer Frau zwischen zwei Männern (dergleichen soll es wirklich geben), wie es im Grimm'schen Märchen „Die drei Schlangenblätter“ (erster Teil) und in Ibsens Drama „Die Frau vom Meer“ (dritter Teil) entfaltet wird. Das Märchen nimmt uralte Erzähltraditionen insbesondere aus dem indischen und arabischen Raum auf (zweiter Teil). Der Kern der Geschichte ist schnell erzählt. Eine Königstochter heiratet einen heldenhaften Emporkömmling, wobei sie darauf besteht, dass beim Tod eines Partners der jeweils andere lebendig mitbestattet wird. Sie stirbt kurz nach der Hochzeit, er folgt der Toten in ihre Gruft, wo er kurz vor seinem Hungertod eine Schlange bemerkt, die sich der Leiche nähert. Mit seinem Schwert teilt er die Schlange in drei Teile, woraufhin eine zweite Schlange mit Hilfe von drei Blättern die getrennten Teile wieder zusammenfügt (Asklepios und viele Apotheken, die sich dem Schlangensymbol verschrieben haben, lassen grüßen). Diese Blätter nimmt nun der Gatte und erweckt damit seine gestorbene Frau vom Tode. Doch die dankt es ihm nicht. Als beide per Schiff zum alten Vater des Helden reisen, verliebt sich die Frau in den Kapitän und wirft ihren Mann ins Wasser. Doch dessen treuer Diener fischt ihn heraus und belebt ihn mit Hilfe der ihm anvertrauten Schlangenblätter. Die Königstochter und ihr Buhle müssen ihre Untat büßen; sie werden mit Einverständnis des Königs im Meer versenkt.

Das ist trotz reicher Magna-Mater-Symbolik keine frauenfreundliche Erzählung. Ihr misogynen Strickmuster ist in vielen Kulturen verbreitet. Kenntnisreich und prägnant entfaltet Schröder die Tiefenstruktur dieses Narrativs. In Indien und im arabischen Raum (aber nicht nur dort) gab es demnach eine frühgeschichtliche patriarchalische Revolte gegen ursprüngliche matriarchalische Ordnungen, von denen etwa das Lehrgedicht „Bhagavadgita“ und das indische Nationalepos „Mahabharata“ Zeugnis ablegen. Matrilineare und biophile Tendenzen wurden durch patrilineare und nekrophile (Stich- und Reizwort: Witwenverbrennungen) abgelöst. Kenntnisreich führt Schröder in diese komplexe Thematik und Problematik ein. Er lässt sich dabei von ethnologischer, kulturhistorischer und tiefenpsychologischer Theorie Jung'scher Prägung leiten. Dabei widersteht er der Versuchung, allzu sehr zu generalisieren und die unterschiedlichsten Religionen und Kulturen über einen patriarchatskritischen Kamm zu scheren.

Seltsamerweise aber wird der Klassiker der Theorie vom frühen Matriarchat, Johann Jacob Bachofens 1861 erschienenes monumentales Werk „Mutterrecht“, nicht bemüht. Dabei passt Bachofens Leitthese bestens zu den Überlegungen der Abhandlung: Frauen verfügen über die wichtigste Ressource (nicht nur) früher Kulturen – sie gebären Kinder und sorgen so für den Fortbestand menschlichen Lebens. Dass sie Mütter der Kinder sind, die sie hervorbringen, ist eine sinnliche Gewissheit. Vaterschaft gilt hingegen über Jahrtausende hinweg als unsicher (pater semper incertus – bis zur Entwicklung der DNA-Analysen). Dass zwischen Zeugung und Geburt, also Ereignissen, die in der Regel neun Monate auseinanderliegen, überhaupt ein Kausalnexus besteht, ist die erste abstrakte These überhaupt, sie ist der heiße Kern aller Projekte, die den Namen Aufklärung verdienen. Männer sind nicht klüger als Frauen, aber sie sind darauf angewiesen, ihre Geltungs- und Vaterschaftsansprüche abstrakt, nämlich jenseits sinnlicher Gewissheiten, vorzutragen. So beginnt Aufklärung –, und mit ihren Segnungen kommen auch Misstrauen und männlicher Kontrollzwang einher.

Alle von Schröder diskutierten Kulturen – darauf macht schon Bachofen aufmerksam – kennen nun aber auch frauenfreundliche Gegentendenzen, die gewissermaßen vom problematischen Gewissen der erfolgreichen Patriarchatsrevolte Zeugnis ablegen – paradigmatisch etwa der Magna-Mater- oder der Marienkult. Unübersehbar aber bleibt der verbreitete männliche Kontrollwahn, der projektiv über bösen, erotomanen, untreuen, herrschsüchtigen bzw. selbständigen und selbstbewussten Frauen waltet.

Einem Gegenmodell zu diesen misogynen Strukturen ist der dritte Teil des Buches gewidmet: Henrik Ibsens 1888 entstandenem, wenig bekannten Drama „Die Frau vom Meer“, das Motive aus den zuvor publizierten bekannteren Werken wie „Peer Gynt“, „Ein Puppenheim“ und „Gespenster“ wieder aufnimmt und intertextuelle Bezüge zu Richard Wagners „Fliegendem Holländer“ und Andersens Märchen „Die kleine Seejungfrau“ aufweist. Das Stück kreist um die Hauptfigur Ellida, die mit dem Arzt Wangel verheiratet ist. Ihr gemeinsamer Sohn ist gestorben, zu den beiden Stieftöchtern aus Wangel's erster Ehe herrscht ein Verhältnis wechselseitiger Distanz. Um seiner melancholischen Frau zu

helfen, lädt Wangel den ehemaligen Hauslehrer seiner Tochter ins Haus, wissend, dass er ein früher Verehrer seiner Frau war. Diese wird nach der Ankunft des Hausfreundes wieder munterer, öffnet sich ihrem Mann und erzählt ihm von ihrer frühen Faszination für die Übergewalt des Meeres und ihre jugendliche Liebe zu einem geheimnisvollen Seemann, mit dem sie sich verlobte, der aber wegen des Verdachtes, seinen Kapitän ermordet zu haben, untertauchte. Als sie ihn wieder trifft, kämpft ihr Mann um ihre Zuneigung, verzichtet aber auf Druck und Gewalt. Was – und dies ist angesichts der düsteren Signale von Ibsens Gesamtwerk eine eigentümliche Pointe – zu einem happy end führt: Die Übermacht und Faszinationskraft des Meeres, für die der mysteriöse Seemann steht, strandet, um eine Wendung Hegels zu bemühen, an der „Sandbank der Endlichkeit“; Ellida erkennt die Vorzüge ihres Gatten, und auch ihre Stieftochter und der Hauslehrer finden zusammen. Eine positive Variante zu Fontanes „Effi Briest“ – auch in diesem Roman heiratet der Verehrer der Mutter deren Tochter, aber eben mit unglücklichem Ausgang.

Friedrich Schröders gelehrter Abhandlung gelingen eindringliche Analysen glückender und misslingender Dreiecksbeziehungen, gerade weil er die kulturellen Tiefenstrukturen der Geschlechterbeziehungen stets im Blick behält. Überzeugend kann er darlegen, dass Ibsen vor weit mehr als hundert Jahren ein literarisches Beispiel dafür entfaltet, „dass die Energie des kollektiven Unbewussten nicht nur die Frau, sondern auch den Mann von innen her heilen kann, wenn beide sich gemeinsam vertrauensvoll auf den Individuationsprozess einlassen“ (S. 181).

Autor

Univ.-Prof. Dr. Jochen Hörisch

Universität Mannheim, Philosophische Fakultät

Schloss – Raum EW 238

68161 Mannheim

+43 (0)1 7984098/408

hoerisch@rumms.uni-mannheim.de

Jochen Hörisch Hörisch studierte von 1970 bis 1976 Germanistik, Philosophie und Geschichte an den Universitäten Düsseldorf, Paris und Heidelberg. Er habilitierte sich 1982 an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, war von 1988 bis 2018 Ordinarius für Neuere Germanistik und Medienanalyse an der Universität Mannheim und ist dort nun Seniorprofessor für neuere deutsche Literaturwissenschaft.